

- [The end is near. Come, have a beer! \(Hans Jürgen Luibl, Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie, Zürich\)](#)
 - [Spiritualität ist Spiritualität \(Dr. Wolfgang Dietzfelbinger, Rektor des Pastoralkollegs, Neuendettelsau\)](#)
 - [Womit der Glaube steht und fällt... \(Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg\)](#)
-

The end is near. Come, have a beer!

Hans Jürgen Luibl, Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie, Zürich

I. Das Ende ist nahe.

Eigentlich ist die Botschaft Jesu recht einfach. Im Markusevangelium kann man sie sogar in zwei kurzen Sätzen zusammengefasst nachlesen: »Die Zeit ist erfüllt, denn das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Kehrt um und glaubt an die Heilsbotschaft.« Da gibt es, sollte man meinen, gar nicht so viel zu deuteln, zu verstehen oder gar misszuverstehen. Doch scheinen wir Menschenkinder an einer seltsamen Erbkrankheit zu leiden: alles immer ganz anders verstehen zu wollen, als Gott es gemeint hat. Nur so ist es zu erklären, dass die einfache Botschaft vom kommenden Himmelreich, von der Nähe der Gnade und vom kommenden Gott sich zu einer anderen Nachricht, zu einem unausrottbaren Gerücht gewandelt hat: nicht Gott, sondern *das Ende ist nahe*. Für diese Nachricht fanden sich schon immer Untergangspropheten und freudig - erschreckte Jünger. Von Montanus, einem ehemaligen Priester des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, bis Uriella, selbsternanntes Geistmedium aus dem Schwarzwald - die Nachricht ist immer dieselbe: »Wenn Euch auch sonst nichts nahegeht, ihr gefühl- und gottlosen Erdenwürmer, so kommt zumindest das Ende, der kalte Finger Gottes, Euch nahe und - Vorsicht - es kommt bald. Flieht deshalb auf die rettenden Bergespitzen abseits des Sündepfuhls dieser Welt oder in die festen Buchstaben des Gesetzes. Nur jetzt keinen Fehler machen!« Und wenn dann noch seltsame Himmelszeichen oder schreckliche Überschwemmungs-katastrophen oder schlicht Jahr-tausendwenden auf dem Kalender hinzukommen, dann scheint die Nachricht vom nahen Ende nur allzu plausibel, ja geradezu bestätigt. Seht her, jetzt ist es bald so weit. Selbst Martin Luther hat angesichts des Zustandes der Kirche, der nahenden Türken und der alles dahinraffenden Pest nicht glauben können, dass nicht das Ende kommt, sondern die Geschichte schlicht weitergeht, bislang immerhin nochmals fast 500 Jahre. Und ein Ende ist nicht abzusehen - weder dasjenige der Geschichte noch dasjenige vom Ende der Geschichte.

II. Das Jerusalem-Syndrom

Immer wieder im Laufe der Geschichte wurde also im Namen Gottes oder des Teufels das Ende dieser Geschichte eingeläutet. Und die christliche Religion hat sich regelmässig von diesem End-zeitfieber anstecken lassen. Und mit die-sem Fieber war oft auch ein besonderer Fiebertraum verbunden: dass dieses Endspiel der Menschheit in Israel beginnen wird. Und so zog und zieht es viele nach Israel, speziell nach Jerusalem. Bekannt ist das sogenannte »Jerusalem - Syndrom«. Meist ist es recht harmlos: fromme Touristen verwandeln sich in Jerusalem auf den Spuren Jesu in diesen selber. Sobald der Urlaub endet, endet auch die Fiebertraum. Es kann aber auch gefährlich werden: am 21. August 1969 hatte ein Mitglied einer protestantischen Erweckungssekte - nach einer mit Psalmensingen verbrachten Nacht und in der Hoffnung auf die Ankunft des Messias - Feuer in der AI-Aksa-Moschee gelegt. Offen ist, wie sich dieses Jerusalem-Syndrom unter dem Eindruck der Jahrtausendwende verwandelt. Schon jetzt scheinen die Hotels und Zimmer, Versammlungshallen und Meeting -

Rooms in und um Jerusalem und Bethlehem ziemlich ausgebucht zu sein. Selbst seriöse Kirchenführer dachten in einer gemeinsamen Arbeitsgruppe des ökumenischen Rates der Kirchen (EK) und der römisch - katholischen Kirche an ein ökumenisches Gottesdiensttreffen auf heiligem Boden zur Jahrtausendwende - wenn auch erst zu Weihnachten 2000. Vielleicht sollte man, bevor man dorthin reist, um das nahe Ende zu feiern, wieder einmal die Bibel lesen. Dort wird von einem Jesus erzählt, der nicht freudiges Erschrecken über den nahen Weltuntergang verbreitet, sondern von einem fast unerblicklichen Vertrauen zum kommenden Gott lebt. Und wem das immer noch nicht hilft, der kann ja Botschaft auf einer Reklametafel in Jerusalem befolgen: »The end is near. Come, have a Beer!« Immerhin soll ja auch Luther seine Endzeitängste mit einem Schluck Wittenbergischen Biers herunterge-spült, heute würde man sagen: verarbeitet, haben.

III. Endzeitlust - typisch protestantisch?

Gerade Protestanten, so formuliert es der Psychiater Dr. Yair Bar El, sind anfällig für dieses Jerusalem - Syndrom. »Katholiken haben den Papst, orthodoxe Christen einen Patriarchen, lebende Vertreter Gottes. Und dazu ein Heer von Seligen und Heiligen, mit denen sie sich jederzeit identifizieren können. Das scheint vor Glaubenspsychosen zu schützen.« Protestanten dagegen »richten ihre Gebete an einen unfassbaren Gott, haben keinen Papst, keine Heiligen, wenig Spiritualität, das macht sie verwundbar.« (aus: Magazin der Süddeutschen Zeitung, Nr. 5, 1999) Was also den Protestanten fehlt, wäre das geistige Immunsystem gegen religiösen Wahnsinn. Immerhin: der grosse Philosoph Immanuel Kant, Vordenker des nüchternen Protestantismus der Neu-, nicht der Endzeit, wurde eine Sorge zeitlebens nie los: dass sein vernünftiger Glaube eines Tages doch vom religiösen Wahnsinn befallen werden könnte. Dass Gott den engen, aber sicheren Grenzen der Vernunft doch näher sein könnte, als dem Denker lieb ist, und er kommen könnte, unaufgefordert und überraschend und hereinplatzen könnte in die sichere Denkestube, war ihm eine unerträgliche Vorstellung. Wären also gerade diejenigen, die sich so viel versprechen von ihrer Nüchternheit in Sachen Religion und die im Glauben der Vernunft ihr Recht einräumen, am Ende - gerade am Ende - doch irrationaler als gemeinhin vermutet? Ist die Welt den Protestanten, trotz gegenteiliger Beteuerung, doch so viel nicht wert und müssen sie deswegen diese Welt immer bewerten, beurteilen, begutachten und vor allem: immer wieder verändern, verbessern, reformieren, modernisieren? Und könnte es dann nicht einen Punkt geben, wo alle diese Versuche wertsteigernder Verbesserungen umschlagen in Untergangslust, wenn diese Welt sich als die letzte Unverbesserliche der Schöpfung erweisen sollte? Ist diese Wirklichkeit vielleicht sogar - trotz Kulturprotestantismus des 19. Jahrhunderts und Bewahrungsökumene des ausgehenden 20. Jahrhunderts - wenig bewahrenswert? Gibt es nicht einen protestantischen Protest gegen das Bestehende im Namen des Kommenden, gegen das Vergängliche im Namen des Ewigen, das nicht von dieser Welt ist? Man könnte weiterforschen. Ob Kreuzesfrömmigkeit und Leidensmystik, wie sie gerade den Protestanten eigen sind, wirklich nur Trostfunktion haben und nur Gottesgewissheit auf Erden vermitteln. Oder ob sie - des Kreuzesleidens leid und müde - nicht auch eine heimliche Lust am Ende auf das Ende alles Irdischen nähren. Und ob die fast unheimlichen Auferstehungssehnsüchte so mancher evangelischen Schwärmer und Charismatiker wirklich nur gelebte biblische Hoffnungen sind, oder nicht auch schlicht Kompensationen fürs Leiden, bei dem diese Welt, wie sie ist, endgültig mit Freuden zur Hölle geschickt wird und im Feuer des Glaubenseifers untergeht. Kreuzesprotestantismus hier und Auferstehungsschwärmerei dort - zwei Seiten derselben Münze evangelischer Frömmigkeit, die inflationär ausgegeben zum Bankrott führt? Man vergleiche dazu das End- und Trauerspiel des Täuferreichs zu Münster vor gut 500 Jahren und andere Endspiele 1000-jähriger Reiche.

IV. Ein Prosit - Heilmittel gegen das Endzeitfieber aus der evangelischen Hausapotheke:

Bibel, Wein und Gottvertrauen

Wenn das so wäre, wenn die Endzeitlust ein Stück evangelischer Frömmigkeit auf Abwegen wäre, wenn dieser ein Ende zu bereiten nicht gelingt, weil darin schon wieder Lust am Ende sich austobte, wenn - dank Gottes Güte - evangelische Wunderheiler gegen kollektive Existenzängste ausbleiben, evangelische Kirche auch vom unfehlbaren Lehramt als Garanten gegen den Gottesverlust verschont bliebe und evangelische Frömmigkeit ohne Spiritualität aller Heiligen auskommen könnte, was bliebe dann am Ende übrig? Wie könnte man - als protestantischer Christ, der zur religiösen Risikogruppe zu gehören scheint - sein Abwehrsystem stärken? Hier ist ein nüchterner Dreier-Vorschlag, ein Heilmittel gegen Endzeitfieber aus der Hausapotheke evangelischer Frömmigkeit: Bibellesen, Weintrinken und Gottvertrauen.

Zunächst noch einmal und wieder: die Bibel lesen und sich an der Botschaft Jesu erfreuen. Und wenn man weiterliest, vielleicht sogar bis ans Ende der Bibel, dann wird man auch und spätestens dort auf die Apokalypse, die Geschichten vom Untergang stossen. Dann erschrecke euer Herz nicht, sondern man lese tapfer weiter und genieße es. Denn diese Weltuntergangsgeschichten sind nichts anderes als Science-Fiction der antiken Glaubensliteratur. Zwar wird in apokalyptischen Büchern das grausame Ende vorhergesagt, das aber ist, der Schreiber weiss es und gibt es dem Leser zu verstehen, eigentlich schon überholt. Wer es nicht glauben will, der blättere einfach bis zum Schluss. Dort steht das Ende festgeschrieben und das ist nicht offen, sondern hat einen Namen: Jesus Christus. Zum ersten kommt ein Zweites, das wichtig wird, wenn das Jahrtausend sich in paar Monaten dem Ende ent-ge-genneigt. Wenn das Ende naht, dann erhebe man das Glas und spreche ein protestantisches Prosit, ein fröhlich - trot-ziges Wohbekommns auf das Neue Jahrtausend aus. Nichts ärgert den Teufel des Untergangs mehr als das Ja und Amen evangelischer Lebensfreude. Man kann aber auch statt des Gebräus der Lebenslust den Wein der Wahrheit und das Brot des ewigen Lebens in einem Abendmahlsgottesdienst geniessen (es muss ja nicht in Israel sein, die Kirche um die Ecke tut es auch, zumindest hat Jesus versprochen, immer dort zu sein und nicht nur zur Jahrtausendwende in Jerusalem). Denn das Sakrament war seit jeher das beste Heilmittel gegen religiösen Wahn. Und drittens und somit letztlich übe man sich darin, sich in sein Schicksal zu ergeben: das Ende, auch das eigene, ist zwar nah, manchmal näher, als wir vermuten und als uns lieb sein kann und man kann dem eigenen Tod auch durch fromme Lust am Untergang der ganzen Welt den Stachel nehmen. Das Ende ist nahe; Gott aber ist näher. Und das evangelische Wort für Angst vor dem Ende heisst: Freude an der Endlichkeit. Wem diese drei Haus- und Heilmittel sehr schlicht erscheinen, der ist schon auf dem Weg der Besserung zur evangelischen Nüchternheit, reotur zur Wirklichkeit, in der Gott selber steckt. Nichts liegt näher.

Von Hans Jürgen Luibl, Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie, Zürich

[TOP](#)

Spiritualität ist Spiritualität

Dr. Wolfgang Dietzfelbinger, Rektor des Pastoralkollegs, Neuendettelsau

Spiritualität in Praxis und Theorie ist dem Pastoralkolleg als ein Schwerpunktthema im Lauf der Jahre zugewachsen. Im Gespräch darüber wird immer wieder die Frage gestellt: Gibt es eigentlich eine spezifisch evangelische Spiritualität? Es dürfte sich lohnen, dieser Frage etwas näher nachzugehen. Evangelische Spiritualität - was ist damit gemeint? Ich frage im einzelnen nach ihrem Material, ihrem Vollzug und ihrer Abgrenzung.

Das Material

Was die Frage nach dem Material, dem Stoff für evangelische Spiritualität angeht, so ist sie einigermaßen befriedigend zu beantworten. Vor neun Jahren wurde ein Pastoralkolleg angeboten un-ter Mitarbeit von Christian Zippert, dem jetzigen Bischof von Kurhessen-Waldeck. Thema war: Das Gebet im Gottesdienst und im Kämmerlein. Da haben wir uns beschäftigt mit Luthers »Einfältiger Weise zu beten« und Löhes »Samenkörnern«, mit den Herrnhuter Losungen, Jörg Zinks »Womit wir leben können« und Zipperts eigenem Gottesdienstbuch, besonders aber mit dem evangelischen Choral. Man könnte hinzufügen den Neukirchener und andere christliche Abreisskalender, kürzere und ausführlichere Andachtsbücher wie neuerdings das treffliche Rummelsberger Bre-vier. Vollständigkeit ist weder möglich noch nötig.

Eine eigene Erwähnung verdient freilich das inzwischen erschienene Evangelische Gesangbuch, speziell die Ausgabe für Thüringen/Bayern. Darin hat eine kostbare Sammlung, Sichtung und Ordnung des christlichen Liedgutes stattgefunden, vom altkirchlichen Hymnus bis zum modernen Singeruf. Daneben finden sich in einem eigenen Teil umfangreiche liturgische Stücke, Gebete für vielerlei Anlässe, Bekenntnisse und Lehrzeugnisse der evangelischen Kirche. Nicht zu vergessen die etwa sechzig Schwarzweissbilder, die sich der Betrachtung anbieten, sowie die mir besonders lieb gewordenen Zwischentexte zur Besinnung, die unter die Lieder eingestreut sind. Das alles unter dem Titel Evangelisches Gesangbuch - im Augenblick nach meiner Einschätzung der bemerkenswerteste Beitrag zu unserer Frage nach dem Stoff für evangelische Spiritualität.

»Evangelisch« ist dabei freilich allenfalls schwerpunktmässig zu verstehen, als Regel, die durch eine erhebliche Anzahl von Ausnahmen bestätigt wird. Unter diese wären die vorreformatorischen, zum Teil bis in die Alte Kirche zurückreichenden Gesänge zu zählen, die Gemeingut aller Kirchen sind. Darunter auch die Lieder katholischer Autoren, etwa das Konvertiten Angelus Silesius oder in unserem Jahrhundert die Dichtungen der beiden Thurmaiers, die sich in den Gemeinden eingebürgert haben. Der Katholik Max Reger ist es gewesen, der in unserem Jahrhundert den protestantischen Choral zu höchster Blüte gebracht hat. Nicht genuin evangelisch ist auch der liturgische Teil mit den jüdischen Psalmen, die meistens nach katholischem Vorbild zum Singen eingerichtet sind, vor allem aber die Stücke der »Deutschen Messe«. Vollends nehmen die Ausnahmen überhand bei den »Worten zum Nachdenken« zwischen den Liedern. Natürlich steht, wie es sich gehört, von der Anzahl der Beiträge her Luther an erster Stelle - an zweiter übrigens Bonhoeffer. Dann aber finden sich die Katholiken Stefan Andres, Helder Camara, Ernesto Cardenal, Theresia Hauser, Karl Rahner - sogar ein Papst ist dabei. Elie Wiesel und Nelly Sachs sind jüdisch, Gandhi und Tagore Hindus. Und wie steht es mit Bert Brecht und Beuys, Adorno und Ringelnatz? Was schliesslich die Bilder anlangt, so habe ich beim Durchblättern der Künstlerbiographien keinen einzigen Hinweis auf deren Konfession finden können.

Evangelisches Material für Spiritualität? Jawohl, aber durchaus in einem offenen, weitherzigen und alles andere als exklusiven Sinn. Die Anleihe bei anderen Religionen, Konfessionen und Weltanschauungen wird offenbar nicht als Gefährdung oder Bedrohung empfunden, der Verzicht auf solches Gut vielmehr als Einengung und Verarmung.

Die Praxis

Nach evangelischer Spiritualität fragen hiesse zweitens: ermitteln, ob und inwieweit sie im Raum der evangelischen Kirche praktiziert wird. Anders gefragt: Findet das überreich angebotene Material auch Verwendung, wird nach den vielfältigen Rezepten auch wirklich gekocht und gegessen?

Dazu lässt sich statistisch einiges beibringen. Jedes Pfarramt muss zum Jahresende eine Erhebung machen über die Anzahl der Gottesdienste, Abendmahlsfeiern, Andachten, Bibelstunden. Wir oft hat dergleichen stattgefunden, wie viele Besucher gab es, steigt oder fällt die Teilnehmerkurve? Man kann auch bei den Verlagen den Absatz von geistlichem Schrifttum abrufen: Wieviele (in der Regel übrigens ökumenisch gestaltete) Faltblätter für die

häusliche Advents- und Passionsandacht wurden bestellt, wieviele Losungshefte, Kinderbibeln, »Worte für den Tag« sind verkauft worden? - alles unter der Voraussetzung, dass dergleichen nicht nur erworben, sondern auch verwendet wird. Dann kann man sich die Programme ent-sprechender Erwachsenenbildungs-Einrichtungen vornehmen: Was wird da als Hilfe zur Spiritualität angeboten? Welche Kurse sind gut besucht, welche weniger, welche müssen etwa ausfallen? Schliesslich lässt sich bis zu einem gewissen Grad auch über die Seelsorge statistisch etwas erheben. Seit einigen Jahren wird in unserer Landeskirche eine Liste der männlichen und weiblichen Beraterpfarrer veröffentlicht. Ohne das Seelsorgegeheimnis zu verletzen, wäre von diesen einmal zu hören, in welchem Umfang sie in Anspruch genommen werden.

Freilich, gerade mit diesem letzten Beispiel wird die Grenze einer quantitativen Ermittlung deutlich. Sie liegt dort, wo Spiritualität nicht mehr gemeinschaftlich-öffentlich geübt, sondern individuell, allein, unter vier Augen oder auch in informellen Kleingruppen. Und es ist deutlich, dass in diesem nicht mehr fassbaren Bereich der Kern der Spiritualität zu finden ist. Hier geschieht, wenn es geschieht, das Wesentliche: die Begegnung mit Gott im »Kämmerlein«. Insofern bleibt die Frage nach dem Vollzug evangelischer Spiritualität ein erhebliches Stück weit offen - muss sie offen bleiben.

Denn Diskretion und Verschwiegenheit sind ein nicht hoch genug zu schätzendes und nicht sorgfältig genug zu schützendes Gut. Wo treu und regelmässig gebetet, die Bibel gelesen und meditiert wird, da ist das zuerst und zuletzt ein sehr persönlicher Vorgang, der die publicity nicht verträgt, sondern im Verborgenen zu geschehen hat (Mt. 6). Ein Hinaustragen wirkt hier allzuleicht störend oder verfälschend. Auch wer in der Seelsorge sich öffnet, muss sich der unbedingten Verschwiegenheit absolut sicher sein. Und im Pastoralkolleg wird zu gegebener Zeit darauf hingewiesen, dass die Voraussetzung für ein offenes, angstfreies, vertrauensvolles Klima nur dadurch gegeben ist, dass die Vertraulichkeit der Gespräche selbstverständlich gewährleistet ist.

Allerdings ist dies nur die eine Seite. Denn es kann ja dahin kommen, dass hinter der schützenden Fassade der Verschwiegenheit und Diskretion allmählich gar nichts mehr geschieht. Je intimer geistliches Leben ist, desto stärker ist es gefährdet durch Verstummen, Veröden, Versanden. Korrektur, Austausch, Ermunterung, Kommunikation ist unerlässlich. Sonst kann ich gute Vorsätze nicht durchhalten, bleibe in verheissungsvollen Anfängen stecken, werde überdrüssig und lustlos. Scham und Ärger, Reue und Schuldgefühle stellen sich ein, und davon spricht man nicht gern. Die Verschwiegenheit in sich ist ambivalent; sie kann umkippen aus einer schützenden in eine die Leere kaschierende Verschwiegenheit. In eine Diskretion, die nurmehr die Fehlanzeige hütet.

Was wäre dagegen zu tun? Es empfiehlt sich, regelmässig, im kleinen Kreis, zu zweit, behutsam über die eigene persönliche Spiritualität zu reden. Die Herrnhuter Losungen waren übrigens ihrem Ursprung nach als Thema für einen zehnminütigen geistlichen Austausch gedacht. Dass man sich gegenseitig Erfahrungen erzählt, erlebte Freuden, Schmerzen, Durststrecken, Enttäuschungen, aber auch unvermutete Hilfen. Dass man sich untereinander tröstet, weiterhilft, auf Gefahren aufmerksam macht und fördert. Geschieht in der evangelischen Kirche diesbezüglich genug? Gibt es dafür eine geeignete Sprache? Oder sind Schamhaftigkeit, Scheu und Sprachlosigkeit vorherrschend? Man kann nicht mehr als freundlich und zurückhaltend fragen - eine statistische Antwort ist unmöglich und muss unmöglich bleiben.

Die Abgrenzung

Mit den bisherigen Überlegungen haben wir uns der Ausgangsfrage einigermaßen angenähert; zum Kern freilich sind wir noch nicht vorgedrungen. Dieser müsste etwa so formuliert werden: Gibt es evangelische Spiritualität, mit der wir einer anderen (namentlich der katholischen) gegenüber auf eigenen Füßen stehen können? Ohne auf Anleihen bei dieser angewiesen zu sein. Durch die wir als Evangelische unsere Identität erkennen und nach

aussen hin zeigen können.

Ich gestehe, dass mich diese letzte Ausformung unserer Frage in Verlegenheit bringt, ratlos macht. Verrät sie doch, offen oder verhüllt, eine Abgrenzungs- und Selbstversorgungsmentalität, die mir immer mehr abhanden gekommen ist, je länger ich mit Ökumene befasst bin. Entspringt nicht solches Beharren auf dem Eigenen, das wir hätten und andere nicht, einer tiefen Unsicherheit? Ich meine: Nein, eine evangelische Spiritualität von dieser Art gibt es nicht! Im Bereich der Diakonie und Liturgie, der Lehre und der Exegese ist die konfessionelle Isolierung längst Vergangenheit; im Bereich der Spiritualität muss sie doppelt abgetan sein. Auch hier kann sich sinnvollerweise zwischen uns und der katholischen Seite nur ein gegenseitiges Geben und Nehmen vollziehen. Das wird freilich in diesem besonderen Fall sehr ungleichgewichtig sein. Wir Evangelischen können von unseren katholischen Partnern viel mehr nehmen, als wir je selbst zu geben in der Lage sind. Und das hat seine Gründe. Sie liegen darin, dass der Protestantismus von seinem Ursprung her im Vergleich zum Katholizismus ein wesentlich gebrocheneres Verhältnis zur kirchlichen Überlieferung hat.

Das geht auf Luther selbst zurück, der mit der Tradition des Mönchtums radikal gebrochen hat (was sogar in Artikel 27 des Augsburger Bekenntnisses seinen Niederschlag fand). Zugleich war ihm die mönchische Frömmigkeit so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er sie selbst selbstverständlich weiterhin praktizierte, seiner neuen Lebensform angepasst. Das hatte unmittelbar nach Luthers Tod eine Krise der Spiritualität zur Folge. Frömmigkeit erschien mit Recht unverzichtbar; zugleich konnten Luthers Epigonen, denen die klösterliche Tradition unbekannt war, dafür nichts Eigenes vorweisen. Deshalb griff man einerseits auf Luthers Gebete selbst zurück, andererseits auf das vorreformatorische Frömmigkeitsgut. Johann Arndt hat zwei Generationen später einen eindrucksvollen spirituellen Entwurf geliefert, der aber nicht in die Breite und auf längere Sicht gewirkt hat. Zur Blüte kam allerdings der evangelische Choral, für den um diese Zeit Philipp Nicolai und Paul Gerhardt zu nennen sind.

Die stärkere Distanz zur Tradition ist später dann auch zu erkennen, wo geistesgeschichtliche Strömungen beide Kirchen betroffen haben. Freilich: den Katholizismus scheinen sie jeweils nur obenhin gestreift zu haben, während im Protestantismus eine tiefe Erosion zu beobachten ist. Aus der Zeit der Aufklärung wähle ich als Beispiel den ersten Nürnberger Dekan Johann Gottfried Junge, einen verantwortungsvollen und überaus tätigen Mann, der für seine Kirche das Beste wollte. Aus diesem Drang setzte er sich vor 200 Jahren für ein seichtes Aufklärungsgesangsbuch ein: Luther und Paul Gerhardt mussten darin neueren Poeten weichen, deren Erzeugnisse heute nicht selten mit unfreiwilliger Komik wirken. Junge selbst hat in ähnlichem Geist veröffentlicht: gedruckte Andachten, als Ersatz für den Kleinen Katechismus eine Kinderbibel und - nach umfassenden liturgischen Studien - eine seiner Zeit gemäße Gottesdienstordnung, die allerdings ein halbes Jahrhundert später von der Generalsynode der bayerischen Landeskirche verboten wurde. Man kann sicher darüber streiten, wie weit und wie tief solche Strömungen gegangen sind - ohne Spur sind sie jedenfalls nicht geblieben.

Zu gleicher Zeit, als Nürnberg den Status der freien Reichsstadt verlor und nach Bayern eingegliedert wurde, kam dort die evangelische Einzelbeichte ausser Gebrauch. Sicher, sie war entartet; sie erschöpfte sich weitgehend darin, dass man starre Formen auf sagte und Gebühren bezahlen musste. An diesem Beispiel lässt sich ein Unterschied zwischen den Konfessionen illustrieren. Spiritualität ist hüben und drüben stets gefährdet: durch Erstarrung, Formalisierung, Gedankenlosigkeit, Verwahrlosung. Dies wird nach einiger Zeit meistens erkannt, aber mit durchaus verschiedener Wirkung. Im Protestantismus schafft man das problematische Phänomen kurzerhand ab; dadurch verschwindet mit dem abusus zugleich der usus. Der Katholizismus dagegen sucht den abusus zu beseitigen und den rechten usus zu pflegen. In dieser Fähigkeit zur geduldigen, korrigierenden und liebevollen Pflege der

Spiritualität ist er uns voraus.

Aus unserem Jahrhundert erwähne ich zwei Erscheinungen: die historisch-kritische Forschung und die »Achtundsechziger«. Wer einen neueren biblischen Kommentar aufschlägt, stellt unschwer fest, dass auch in der katholischen Exegese die historisch-kritische Forschung Eingang gefunden hat. Aber sie ist dort nicht die einzige Art der Beschäftigung mit der Bibel, sondern deren liturgischer und spiritueller Gebrauch steht gleichgewichtig daneben. Nun wäre das Verhältnis der historisch-kritischen Forschung zur Spiritualität einer eigenen Studie wert. Ich selber habe die Erfahrung, dass die historisch-kritische Erschließung eines biblischen Textes zu einer spirituellen Begegnung weiterführen kann. Aber selbstverständlich ist dieser zweite Schritt nicht, er geschieht nicht automatisch, sondern muss eigens getan werden.

Sowohl historisch wie kritisch sind Dis-tanzbegriffe; insofern ist stets eine innere Annäherung aus der Distanz erforderlich. Zur historischen Kritik wurde im Protestantismus während der letzten Jahrzehnte ausführlich angeleitet, zum zweiten Schritt weit weniger.

Und schliesslich 1968 - eine geschichtlich notwendige geistig-gesellschaftliche Revolution. Nur: »Meine Andacht ist die morgendliche Dusche und mein Gottesdienst ist das politische Engagement« - das konnte so dezidiert nur im protestantischen Raum geäußert werden. Und auch so etwas hinterlässt seine Spuren.

Inzwischen ist in unserer Kirche ein neues Fragen aufgebrochen nach Spiritualität und Frömmigkeit, nach Meditation und geistlichem Leben. Das ist nicht genug zu begrüßen und zu fördern. Es wäre aber ein grosser Schaden, wenn solches Fragen in irgendeiner Weise bei konfessionalistischer Verengung und Selbstgerechtigkeit landen würde. Die würde allenfalls deutlich machen, wie armselig und kümmerlich wir dran wären, müssten wir allein auf uns selbst gestellt sein. Als sich unsere Landessynode im Jahr 1994 mit dem Thema Spiritualität befasste, war sie gut beraten, neben Manfred Seitz als Hauptreferenten den Exkatholiken Steffensky und die Benediktinerin Hintersberger einzuladen. Im Katholizismus ist eine kontinuierliche spirituelle Erfahrung vorhanden, die in einer ständigen Tradition wurzelt und zugleich auf den neuesten anthropologischen Stand gebracht ist. Hier gibt es auch für uns, wenn wir darum bitten, kundige Hilfe und weise Anleitung von gut ausgebildeten Frauen und Männern. Evangelische Spiritualität? Ja, aber nur im lebendigen, wechselseitigen Austausch mit unseren katholischen Brüdern und Schwestern.

Von Dr. Wolfgang Dietzfelbinger, Rektor des Pastorkollegs, Neuendettelsau

[TOP](#)

Womit der Glaube steht und fällt...

Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg

Was meinen Glauben trägt - eine Annäherung

Die ökumenischen Bibeltage sind ein Ereignis ersten Ranges, eine Institution in Pegnitz. Kein Wunder also, dass heute abend viele Menschen zusammengekommen sind: Männer und Frauen, aus unterschiedlichen Konfessionen, von unterschiedlichen Orten und aus unterschiedlichen Generationen. Was uns alle verbindet, so unterstelle ich Ihnen, ist das Interesse am christlichen Glauben: jede und jeder von uns »hat« seinen oder ihren Glauben, versucht, als Christin oder Christ in unserer Welt zu leben. Und wenn ich sage: »jede und jeder hat seinen oder ihren Glauben«, so schwingt da hier in Franken natürlich ein Unterton mit: »Ja, Herr Pfarrer, mir ham scho unsern Glaam, aber desweng moi mer ja net jedn Sonntag in die Kerch renna!« Glaube und Kirche - zumindest für protestantische Franken ist das nicht einfach zur Deckung zu bringen.

Damit sind wir mitten im Thema dieser Bibeltage, aber auch mitten im Thema meines Vortrags: »Womit steht und fällt der Glaube - und steht und fällt damit auch die Kirche?«

Gerade weil das - nicht nur bei uns in Franken - so eine Sache ist mit dem Glauben des und der Einzelnen und der Kirche, möchte ich Sie daher zunächst bitten, sich einmal selber Gedanken zu machen und dann mit Ihrer Nachbarin oder ihrem Nachbarn darüber auszutauschen: »Womit steht und fällt **mein** Glaube?«, »Was ist **mir** an **meinem** Glauben wichtig?« *Die Anwesenden haben Zettel und Stift erhalten und formulieren nun je für sich (eine) Grundaussage(n) ihres Glaubens. Im Zweiergespräch findet ein erster Austausch über diese »Basisformeln« statt.*

Womit der Glaube steht und fällt...

Von Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg

Basisformeln und Lebenserfahrung - und die Frage nach dem lebendigen Glauben

Gerade, in der Einzelphase, haben Sie zum Ausdruck gebracht, womit **Ihr** Glaube steht und fällt, Sie haben **Ihren** Glauben auf den Punkt - oder besser: auf die Formel gebracht: in eine kurze Aussage, die Sie in ihrem Glauben trägt. Eine »Basisformel« sozusagen. Und Sie haben sich über diese Basisformeln ausgetauscht. Ja: Basisformeln, denn ich vermute, dass keine dieser Formeln genau mit der des Nachbarn oder der Nachbarin identisch war.

Warum ist das so, was steckt da dahinter? Manche haben sich diese Frage vielleicht schon im Zweiergespräch gestellt. Sind die einen die »besseren« Christinnen und Christen - vielleicht diejenigen, die ihre Formel »schöner« theologisch formulieren konnten? Fehlt den anderen etwas in ihrem Glauben? - Sicher nicht.

Ich bin mir sicher: wenn ich Sie zurückfrage, wie Sie auf Ihre Basisformel gekommen sind, dann werden Sie mir erzählen - eine Geschichte aus Ihrem Leben oder auch mehrere. Erfahrungen jedenfalls, durch die sich Ihnen das eingepägt und ausgeformt hat, was Sie da als Basisformel formuliert haben. Deswegen sind unsere Basisformeln nicht einfach identisch: weil sie mit den Erfahrungen unseres Lebens zu tun haben und damit, wie sich in ihnen unser Glaube entwickelt hat: wie er gewachsen ist oder in Frage gestellt wurde, wo er mich getragen hat oder wo ich gelernt habe, Überkommenes und Überholtes neu zu denken. Christlicher Glaube und Leben bzw. Lebenserfahrungen sind in unseren »Basisformeln« eng miteinander verbunden, und das ist gut so, denn unser christlicher Glaube soll ein lebendiger Glaube sein. Er ist nicht einfach fertig - genauso wenig, wie die Bibel ein dickes Gesetzbuch ist, das sich immer und überall sofort und rein mechanisch anwenden lässt. Wenn Sie sich Zeit nehmen und die biblischen Texte einmal genauer anschauen, dann merken Sie, wie diese prall gefüllt sind mit dem Leben ihrer Zeit: in manchen ist es offensichtlich, weil sie Geschichten direkt erzählen. Aber selbst andere, die uns auf den ersten Blick eher trocken vorkommen, sind wie ein Schwamm, der mit Wasser vollgesogen ist: das Leben der damaligen Menschen steckt mitten in ihnen drin - und wenn ich daran zu drücken anfangen, dann kommt es heraus. Zwei Beispiele will ich Ihnen dafür geben:

1.

Viele von Ihnen kennen vermutlich das Büchlein Rut - in der evangelisch-lutherischen Gemeinde haben wir in den letzten Jahren mehrfach darüber gesprochen. Rut, das ist die Geschichte einer israelischen Familie, Nomi und ihres Mannes, die vor der Hungersnot in die Fremde fliehen. Ihre Söhne werden dort gross und heiraten Frauen aus dem fremden Volk. Dann stirbt der Mann und schliesslich sterben auch die Söhne. Nomi, inzwischen alt geworden, will ihren Lebensabend in der alten Heimat verbringen. Rut, die eine der beiden Schwiegertöchter, lässt sich nicht davon abbringen, ihre Schwiegermutter zu begleiten. Erschöpft und mittellos kommen die Rentnerin Nomi und die Ausländerin Rut zurück nach Israel. Rut versucht sich und ihre Schwiegermutter über Wasser zu halten, indem sie das macht, was bei uns »Kartoffeln klauben« heissen würde: sie sammelt die Reste der Ernte. Dabei begegnet sie Boas, einem entfernten Verwandten Nomis, der von der Situation der beiden Frauen gehört hat. Boas heiratet Rut, die Ausländerin, und alle werden eine glückliche Familie, in der Nomi auf ihre alten Tage noch Oma wird. - Eine romantische Erzählung, könnte man meinen, und

einfach nett, dass sie in der Bibel steht. Aber diese Geschichte ist gar nicht so romantisch und nett, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielmehr spiegelt sich in ihr das Ringen darum, wie der Glaube gelebt werden soll. Sie ist nämlich etwa zu der selben Zeit entstanden, von der das Buch Esra berichtet. Dort aber lesen wir (in Kapitel 9 und 10), wie am Ende des babylonischen Exils der Priester Esra nach Jerusalem zurückkehrt, um den Staat Israel wiederaufzubauen. Natürlich kommt Esra nicht in eine Geisterstadt, denn die Babylonier hatten vor allem die Oberschicht in die Verbannung geführt, das einfache Volk aber war im Land geblieben, eine neue, babylonische Oberschicht hatte die Regierung übernommen. Und es kam, wie es kommen musste: man gewöhnte sich aneinander, arrangierte sich, verliebte sich und heiratete: Juden und Ausländerinnen, Ausländer und Jüdinnen. Jetzt aber kommt Esra, der Priester, und will den jüdischen Staat wieder aufbauen. Hatte nicht Gott damals, als Mose mit seinen Leuten ins Land kam, befohlen, sich nicht mit den anderen Völkern zu vermischen? Und jetzt - so etwas! Im Namen Gottes befiehlt Esra, alle Ehen zwischen Juden und Ausländerinnen zu scheiden und die Frauen aus dem Land zu jagen. Das sei der rechte Gehorsam des Glaubens! Rut liest sich da mit einem Mal nicht mehr als die romantische Familiensaga, sondern als Protest gegen diese Entscheidung Esras. Als Protest im Namen eines Gottes, dem die Treue der Ausländerin zu ihrer alten Schwiegermutter wichtiger ist als das Befolgen von Gesetzen... Esra und Rut, Rut und Esra - die Menschen hinter diesen beiden Büchern ringen darum, wie sie ihren Glauben in einer neuen Zeit verstehen und zum Ausdruck bringen können, welche »Basisformel« sich in dem Leben ihrer Zeit bewährt. Die Tradition scheint Esra auf seiner Seite zu haben...

2.

Doch damit Sie nicht glauben, dass solches Ringen nur im Alten Testament passiert noch ein zweites Beispiel, aus Galater 3,28 - ein Spitzensatz, eine »Basisformel« des Paulus: »Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus.« Den meisten von uns ist dieser Satz vermutlich vertrauter als Rut oder Esra, wir kennen ihn, würden ihn vermutlich auch so unterschreiben - verbunden allenfalls mit einem sehnsuchtsvollen Seufzen, dass halt die Frauen - nicht nur in den katholischen Gemeinden - doch nicht immer so gleich sind.

Aber auch hinter dieser »Basisformel« des Paulus steckt wiederum der Konflikt, und zwar einer, den er offenbar bis aufs Blut bereit war auszutragen. Dass nicht nur Männer und Frauen sondern vor allem auch Juden und Griechen einfach gleich sein sollten, das war nämlich für andere Christen der damaligen Zeit ziemlich skandalös. Petrus etwa hätte das so nicht gesagt. Und die Mehrheit der mächtigen Jerusalemer Gemeinde stand hinter ihm: die Juden waren näher an Christus - und wer daher Christ werden wollte, der sollte zuerst Jude werden, das heisst, sich beschneiden lassen. Denn Jesus war ja schliesslich als der Messias gekommen, der die Erwartungen des jüdischen Glaubens erfüllt. Paulus sah das anders, weil er aus seiner eigenen Erfahrung wusste, dass es für einen jüdischen Theologen (der er von seiner Ausbildung her ja war) auch »gute Gründe« geben konnte, in Jesus nicht den Messias zu sehen. Also stellte es kein Privileg für den Weg zum Christsein dar, Jude zu sein, Gottes Zuwendung galt vielmehr für alle Menschen in gleicher Weise.

Sie sehen: das, was wir als Grundüberzeugung unseres Glaubens formulieren, hängt eng mit den Erfahrungen zusammen, die wir in unserem Leben und mit diesem Glauben gemacht haben - und mit den Herausforderungen des Lebens, in denen sich der Glaube bewähren muss.

»Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben« - Martin Luthers Basisformel
Könnten wir Martin Luther fragen, was ihm an seinem Glauben wichtig ist, dann würde er uns vermutlich antworten: »Die Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben.« Und wenn ich dies so, als »Basisformel« Martin Luthers formuliere, dann wird deutlich: vor aller **Lehre** war auch Luthers Erkenntnis von der Rechtfertigung des Sünders in erster Linie **Lebenserfahrung**, Bewährung des Glaubens in einer bestimmten Lebenssituation! Wie sah diese

aus?

Die Welt des Spätmittelalters war geprägt von einem durch und durch pessimistischen Lebensgefühl: spätestens seit dem Einfall der Mauren in Portugal und Spanien am Ende des 10. Jahrhunderts war das »Christliche Abendland« bedroht, Kriege der europäischen Staaten untereinander konnten als Zeugnis des Verfalls gedeutet werden, die Päpste - ehemals als Stellvertreter Christi auf Erden Garanten der Einheit der Welt - geraten zum Spielball der weltlichen Mächte, bis sich schliesslich in der Zeit des Schismas der Papst aus Avignon und der Papst aus Rom bekriegen. Und zu alledem immer wieder die Pest! Sollten das alles nicht Zeichen sein, dass Gott die Welt verworfen hat, als Folge ihrer Sünde!? Wie aber sollte der oder die Einzelne, durch Kriege, Hungersnöte und Pest bald Tag für Tag mit dem Tod konfrontiert, dann bestehen können vor diesem Gott? Was für den Fall der Verwerfung im Gericht bevorstünde, das hatten die Prediger schliesslich immer wieder plastisch vor Augen gemalt: Fegefeuer und Höllenqualen - in manchen mittelalterlichen Darstellungen können wir uns davon noch ein Bild machen.

Aber Theologie und Frömmigkeit der damaligen Zeit hatten auch eine Lösung im Angebot: der Ablasshandel blühte, durch den sich die Menschen einen »Discount« der Fegefeuer-Zeiten erkaufen konnten. Und da mit den Erträgen nichts Geringeres als der Bau des Petersdoms finanziert werden sollte, blühten auch die Ablasspredigten und damit wiederum die noch drastischere Ausgestaltung der Höllenstrafen.

Luther hat die pessimistische Weltsicht seiner Zeitgenossen geteilt: Es konnte nur Gottes Reaktion auf die Sünden der Menschheit sein, was da alles geschah. Aber anders als andere um ihn herum scheint er der billigen Lösung des Ablasses nie sehr zugetan gewesen zu sein. Als Zeichen der Busse tritt er in den Augustinerorden ein und zwar in denjenigen der strengen Observanz. Durch Fasten und andere Bussleistungen will er der Gnade Gottes für sich und die Welt teilhaftig werden und so zur Ruhe des geängstigten Gewissens gelangen.

Doch Luther ist selbstkritisch und intelligent: immer wieder merkt er, dass er trotz aller Bussleistungen und allen Bemühens hinter den Ansprüchen des Glaubens zurückbleibt, dass er selbst sich, wäre er an Gottes Stelle, aufgrund seiner Werke unmöglich gerecht sprechen könnte. In seiner Anfechtung flieht er immer wieder in die Lektüre der Schrift.

In der Beschäftigung mit den biblischen Zeugnissen entdeckt er wie die Beter in den Psalmen, dass die Gerechtigkeit des Glaubens nicht die eigene Gerechtigkeit ist: »Wenn du, Herr, Sünden anrechnen willst - ja, wer wird bestehen!?!« (Ps. 130,3), sondern die Gerechtigkeit Christi, die vor Gott auch für die Menschen gilt. Im Glauben an Christus und seine Gerechtigkeit, das heisst: seine Treue zu dem Weg, den Gott mit ihm gehen wollte, gelangt Luther zu der Ruhe des Gewissens, die ihm die alten Basisformeln des Glaubens nicht mehr finden liessen: Die Gemeinschaft, die Gott in Jesus Christus mit den Menschen eingegangen ist, kann keine Sünde mehr zerstören!

»Rechtfertigung um Christi willen allein aus Glauben«, das ist also zunächst Luthers Basisformel, entstanden aus seinen Lebenserfahrungen und in den Herausforderungen seines Lebens. Andere um ihn und auch nach ihm haben diese Formel als ebenso befreiend erfahren wie er. Daher ist sie zu einem, ja vielleicht dem wesentlichen Kriterium lutherischen Glaubens geworden. Dass der Glaube mit dieser Formel nicht mehr fallen könnte, dies wage ich allerdings zu bezweifeln.

Veränderungen in der Zeit und die Frage nach der Basis hinter den Basisformeln Lebendiger Glaube, so habe ich vorhin gesagt, ist eng mit den Lebenserfahrungen verbunden. Was sich aber in einer bestimmten Situation bewährt hat, kann unter veränderten Bedingungen durchaus scheitern. Ich denke, Sie kennen das - nur ein Beispiel, an dem es mir heute immer wieder deutlich wird: Ich habe die Wiederaufbauzeit nach dem Krieg nicht selber erlebt, aber ich glaube, damals haben ganz viele erfahren: Wer Sachen anpackt, auf ein Ziel hin arbeitet, der oder die wird etwas. Und ich erlebe, dass viele aus der älteren Generation diese

Lebenserfahrung heute gerne an die Jüngeren weitergeben. Aber stimmt sie heute noch? Jugendliche sehen, dass sie trotz 50 oder mehr Bewerbungen ihr Berufsziel nicht verwirklichen können, weil sie keinen Ausbildungsplatz bekommen, 45-Jährige werden gekündigt, selbst wenn sie viele Überstunden machen - Jüngere stünden bereit, die Lage auf dem Weltmarkt erfordere es... Die Situation hat sich verändert, die Lebensweisheit der Älteren erscheint manchen nur noch als Hohn.

Mit den »Lebensweisheiten« des Glaubens, mit unseren »Basisformeln« ist das nicht anders: sie haben sich in bestimmten Situationen bewährt, uns getragen - aber wenn die Herausforderungen sich ändern, dann ist es sinnvoll, sie auf ihre weitere Tragfähigkeit zu überprüfen. Ich habe daher im Gegensatz zu etlichen Kolleginnen und Kollegen im Hochschuldienst kein Problem damit, dass die »Gemeinsame Erklärung« die Rechtfertigungslehre nicht als *das* unverzichtbare, sondern als *ein* unverzichtbares Kriterium des Glaubens bezeichnet (Abs. 18). Ich denke nämlich, dass wir auch die Rechtfertigungslehre in dem Bezug auf die Situation sehen müssen, in der sie entstanden ist, und dann fragen können, wie sie sich auch heute, in einer veränderten Situation, als tragfähig erweist.

Und die Lebenssituationen, unsere Lebensgefühle *haben* sich ja verändert: Ich glaube, dass die wenigsten Menschen heute in erster Linie von Sünden- und Höllenangst bestimmt sind, und ich bin weit davon entfernt, dies zu bedauern: Religion der Angst war für mich noch nie eine gute Religion. Wenn diese Analyse aber stimmt, dann ist der Rahmen, in dem Luthers Basisformel von der Rechtfertigung der Sünder gestanden hat, weggefallen. Eine beliebte Strategie konservativer und charismatischer Kreise ist es, den Menschen von heute ihre Sündigkeit von neuem einzureden. Das wird dann fürchterlich moralistisch - und führt meines Erachtens nicht weiter, weil solch ein Glaube an den wirklichen Herausforderungen der Gegenwart vorbeilebt. Nur, weil er die Basisformel nicht überdenken will.

Lebendiger Glaube in der Welt und in unserer Zeit sieht anders aus: er versucht, die Zuwendung Gottes, die Luther damals in der Botschaft von der Rechtfertigung allein aus Gnade erfahren hat, heute neu und so zum Ausdruck zu bringen, dass sie in heutigen Lebenszusammenhängen Gestalt gewinnt und zum Tragen kommt. Je nach den Lebenssituationen der Menschen und den Herausforderungen, die in ihnen liegen, sieht solcher lebendiger Glaube dann natürlich unterschiedlich aus. Deswegen sind wir ja nie »fertig« mit unserem Glauben, sondern müssen uns immer wieder darüber verständigen, womit er steht und fällt, wie wir ihn in unserer Welt leben wollen und leben können.

Ich kann Ihnen also auch keine fertigen Lösungen bieten, aber ich gebe Ihnen wieder ein Beispiel und greife dazu wieder auf die Arbeitswelt zurück: Nur die Leistung zählt, und selbst, wenn Du Überstunden machst: mit 45 kannst Du eben weniger leisten als ein Endzwanziger, wir kündigen Dir. Das war die Haltung, auf die ich vorhin schon zu sprechen gekommen bin. Was bedeutet das für die Person, die davon betroffen ist? Oft sicherlich erst einmal einen Schock, Orientierungslosigkeit, einen Bruch in der bis dahin vielleicht recht erfolgreichen Biographie. Und dann die Frage »Was bin ich eigentlich noch wert?« Wie kann dieser Mensch die Zuwendung Gottes erfahren? Durch den Zuspruch: »Du bist in Deiner Sünde gerechtfertigt?« Das ist doch gar nicht sein Problem, er oder sie hat doch nicht gesündigt, sondern immer gearbeitet! »Gott ist nicht wie der Firmenvorstand, ihm bist Du unendlich viel wert« - das wird schon eher in seine bzw. ihre Situation sprechen. Und dann wäre zu fragen, wie diejenigen, die an diesen Gott glauben, als Gemeinde und als Einzelne so leben, dass dies nicht Lippenbekenntnis bleibt, sondern auch im Miteinander Gestalt gewinnt: wie viel ist dieser arbeitslose Mensch in der Gemeinde wert!?

Ein Beispiel nur, aber Sie merken, wie der Glaube und unsere Basisformeln dabei herausgefordert sind und lebendig bleiben: es geht nicht einfach um ein Wiederholen der alten Formeln. Ich habe einen Schritt zurück gefragt, habe versucht zu verstehen, welches Anliegen und welches Bild von Gott hinter der Basisformel Luthers deutlich wird. Und ich bin an einen Punkt gekommen, an dem ich den menschenfreundlichen Gott gefunden habe. Den Gott, der

sich Menschen zuwendet, sie annimmt, Leben ermöglicht. Das ist recht allgemein und abstrakt formuliert, aber gerade dadurch ist diese Aussage für mich geeignet, eine Basis hinter allen unseren Basisformeln zu bilden. Gottes Zuwendung zu uns Menschen, das ist sozusagen der Fluchtpunkt, der Horizont unseres Glaubens - aber wie diese Zuwendung in der jeweiligen Situation Gestalt gewinnt, wie sie in Worte zu fassen ist, das ist unterschiedlich, darüber müssen wir uns immer wieder neu verständigen.

Womit also steht oder fällt der Glaube? - Nicht mit dieser oder jener Basisformel, so lieb und vertraut sie uns vielleicht auch geworden ist. Basisformeln sind veränderbar, sie müssen es sogar sein. Aber der Glaube ist zu Fall gekommen, wenn in seinen Ausdrucksformen nichts mehr deutlich wird von der Menschenfreundlichkeit Gottes und seiner Liebe zu dem Leben von uns Menschen. Mit Gottes Zuwendung, damit steht und fällt der Glaube.

Gemeinsamkeiten, Veränderungen und Verschiedenheiten - wie geht es weiter im ökumenischen Prozess. Oder: Womit steht und fällt die Kirchengemeinschaft?

Aber womit steht und fällt die Kirche? Martin Luther hatte die Botschaft von der Rechtfertigung als den Artikel bezeichnet, mit dem die Kirche steht und fällt. Im Gegenüber zu einer Kirche, die vor allem mit der Religion der Angst gearbeitet hat, war das sicher richtig. Aber nach allem, was ich über die Veränderbarkeit von Basisformeln gesagt habe, ist deutlich, dass auch diese Aussage Luthers nicht losgelöst von ihrer Situation verstanden werden kann.

Steht und fällt dann auch die Kirche mit der Zuwendung Gottes? Als wahre Kirche ganz gewiss. Aber wir wissen, dass Institutionen nur zu oft ihre Eigendynamik entwickeln, die sie Veränderungen unverändert überdauern lässt. Luther hat das an der römischen Kirche seiner Zeit deutlich gespürt und wahrscheinlich hat er deswegen der Organisation Kirche keinen anderen Stellenwert gegeben als jeder anderen Institution. Und ich bin Lutheraner genug, um zu sagen: Das war gut so.

Ich frage daher noch einmal anders: Womit steht und fällt die Kirche? Als wahre Kirche steht und fällt sie mit der Zuwendung Gottes. Aber womit stehen und fallen die organisierten Kirchen? Ich denke, damit, wie sie dazu beitragen, die Zuwendung Gottes zu den Menschen in dieser Welt zur Sprache zu bringen und sichtbar zu machen. Konfessionelle Grabenkämpfe gehören sicherlich nicht zu dieser Art der Verdeutlichung, und deswegen ist es gut, dass die gemeinsame Erklärung zu Stande gekommen ist und dass in ihr festgehalten ist, dass die Lehrurteile des 16. Jahrhunderts heute so nicht mehr zutreffen. Versöhnung ist zweifellos ein Zeichen, in dem die Menschenfreundlichkeit Gottes Gestalt gewinnt.

Aber wie geht es weiter? Ich will jetzt gar nicht auf den Rezeptionsprozess der Gemeinsamen Erklärung eingehen, der im Moment mit vielen Unklarheiten behaftet ist. Vielmehr: Wie geht es weiter mit unseren Kirchen, wie können die Gemeinsamkeiten der Gemeinsamen Erklärung Gestalt gewinnen?

Die »Gemeinsame Erklärung« selbst eröffnet im letzten Absatz (44) eine Perspektive: »Wir bitten den Heiligen Geist, uns zu jener sichtbaren Einheit weiterzuführen, die der Wille Christi ist.« Sichtbare Einheit - Lutheraner denken dabei als erstes immer daran, dass sie dann eines Tages auch den Papst als oberste Autorität anerkennen müssen, was doch zumindest zur Zeit selbst vielen Katholiken schwerfällt. Aber das nur am Rande; viel ernster ist für mich die Frage: Ist nach allem, was ich heute Abend gesagt habe, »sichtbare Einheit« überhaupt eine wünschenswerte Perspektive?

Unser Glaube, seine Basisformeln und seine Gestalt, so habe ich mehrfach betont, ist eng verbunden mit den Lebenserfahrungen, die wir mitbringen, und den Situationen, in denen wir leben. Wie soll Einheit da aussehen, ohne doch wieder alles über einen Kamm zu scheren, eben doch *eine* der Basisformeln als verbindlich zu erklären, *eine* z.B. der Gottesdienst-Traditionen für verbindlich zu erklären? Ich kann mir das nicht vorstellen, ja ich habe Angst vor solcher Vereinheitlichung!

Meine Perspektive für die Zukunft ist eine andere: Paulus und Petrus haben versucht, sie zu

praktizieren, der Ökumenische Rat der Kirchen hat sie zum Leitfaden seiner Arbeit gemacht, und in der Leuenberger Konkordie haben wir Lutheraner sie mit den Reformierten festgeschrieben: die »versöhnte Verschiedenheit«: Unser Glaube ist unterschiedlich, er ist so verschieden, wie die Situationen, in denen wir leben. Gerade dadurch zeichnet er sich als lebendiger Glaube aus, dass er die Herausforderungen einer bestimmten Situation wahrnehmen und die Menschenfreundlichkeit und Lebensliebe Gottes in diesen Kontext hinein übersetzen kann. Verschiedenheit ist also nicht Zeichen von Trennung und Sünde, sondern Ausdruck lebendigen Glaubens. Verschiedenheit ist gut. Nicht gut freilich sind gegenseitige Verurteilung und Besserwisserei. Wo diese der Gemeinschaft der Verschiedenen im Wege stehen, ist es gut und wichtig, durch Begegnungen und Gespräche und auch durch kirchenoffizielle Erklärungen auf Versöhnung hinzuarbeiten. Versöhnte Verschiedenheit¹, das bedeutet dann: Ich nehme den und die anderen an, versuche sie zu verstehen, mit ihren Traditionen, mit ihren Basisformeln, mit ihren Versuchen, die Menschenfreundlichkeit Gottes in unserer Welt zu bezeugen und zu leben. Verstehen schliesst Kritik nicht aus, sondern ein. Kritische Rückfragen zeigen wirkliches Interesse. Und solche interessierte Begegnung schliesst nicht aus, dass sich auch bei mir selber etwas verändert. In solcher versöhnten Verschiedenheit können wir als Gemeinschaft von Kirchen miteinander leben, »die den Herrn Jesus Christus gemäss der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« (Basis des ÖRK).

Von *Dr. Wolfgang Schürger, Pfarrer in Nürnberg*

¹ Seit dem Vortrag bin ich von Kritikern verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Formel »Versöhnte Verschiedenheit« zu stark durch die Arbeit des LWB geprägt sei, als dass sie sich für den ökumenischen Gebrauch eignen könnte. Ich hänge nicht an der Formel, aber ich wünsche mir eine Bezeichnung, durch die zum Ausdruck kommt, dass strukturelle Einheit (und Einförmigkeit) eben gerade kein wünschenswertes Ziel ist. Ob »geschwisterliche Vielfalt« als Ausweg dienen könnte...?

[TOP](#)
